

teilnehmende Beobachtung ebenso wie Experten- und Teilnehmerinterviews. Wichtig sei, so Becker, ein eingespieltes kunstpädagogisches Team, das die Teilnehmer an die Hand nehme: »Führung zur Selbstführung« meinte er in Anlehnung an Michel Foucault, damit die Jugendlichen sich trauten, etwas Neues auszuprobieren. Und das klappt auch häufig, wie eine Teilnehmerin im Interview berichtet: »Dir wird gesagt, okay, hier hast Du'n Stift, kannst jetzt machen, was Du willst. Also, erst einmal diese Freiheit zu kapieren: Okay, ich kann eigentlich alles machen, was ich will. Aber damit muss man erst mal irgendwie umgehen können.«

Es braucht Zeit, bis anfängliche Widerstände überwunden sind, die Jugendlichen selbstständig beginnen, über ein mögliches Projekt wie das Drehen eines Films konkret nachzudenken und mehr mit anderen, die sie vorher nicht kannten, zusammenzuarbeiten und zu kommunizieren. Die ablehnen-

de Haltung ist nicht so groß wie gegenüber dem Kunstunterricht in der Schule – so sagte eine andere Teilnehmerin im Interview: »In der Schule ... wurde meistens auch bestimmt, was man machen soll. ›Du machst jetzt das, und wenn es dir nicht passt, kannst du rausgehen.« ... und hier wird man auch gefragt, da wird drüber gesprochen, was wir machen könnten.«

Tatsächlich nehmen der Teamgeist, die Menge der positiven sozialen Interaktionen zu, die Einzelnen konzentrieren sich besser, und die gruppeninternen Störungsmanöver wie Handyklingeln lassen nach. Von acht Jugendlichen eines Kurses bleiben durchschnittlich sechs bis sieben bis zur gemeinsamen Ausstellung ihrer Kunstwerke dabei. Einige Jugendliche fühlten sich angeregt, auch über die Zeit im »KOMM!«-Projekt hinaus, in der Beschäftigung mit Kunst eine Alternative zu anderen Freizeitaktivitäten zu sehen. Andere Projekte konnten dies nicht leisten – so die

Aussage von Jugendlichen, die über Vergleichsmöglichkeiten verfügten. Es lässt sich zeigen, dass die praktische Tätigkeit mit Kunst eine Auseinandersetzung mit der eigenen Identität fördert, die meist nicht bewusst reflektiert, aber doch erlebt wird. Solche Ansätze sind aus der Sozialpsychologie bekannt, werden aber in der Berufs- und Bildungsförderung zu wenig genutzt. Beckers Bilanz: »Die Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur hat eine wichtige Komplementärfunktion, um verantwortungsbewusste Persönlichkeiten mit einer starken Ich-Identität hervorzubringen. Gerade bei diesen benachteiligten Jugendlichen droht die Gefahr, dass die soziale Exklusion sich verfestigt und sie sich überflüssig fühlen oder sie als überflüssig angesehen werden, weil sie weder vom Arbeitsmarkt noch von der Gesellschaft integriert werden können.« ♦

Weitere Information zur Begleitstudie: [www.soz.uni-frankfurt.de/agsi/](http://www.soz.uni-frankfurt.de/agsi/)

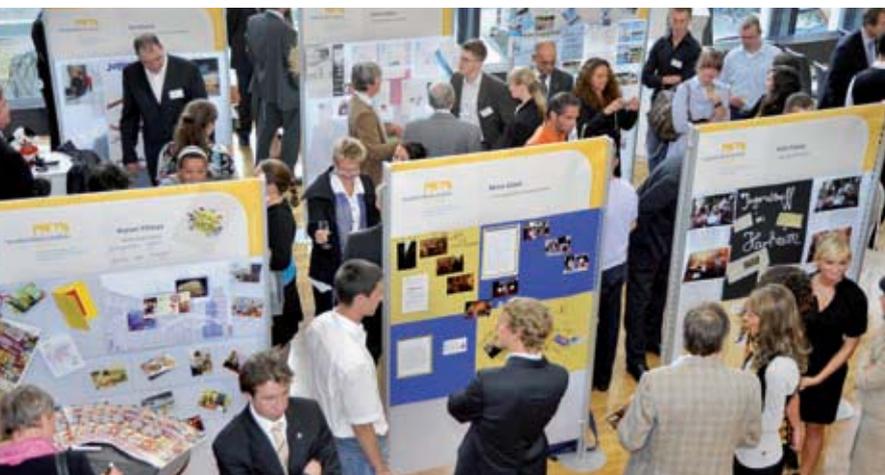
## Die Revolution des Ehrenamts im Netzwerk

Die StadtteilBotschafter: Impulse für die Stadtgesellschaft der Zukunft

**Wer das so einfache wie findige Frankfurter Projekt »StadtteilBotschafter« der Stiftung Polytechnische Gesellschaft beschreiben will, stößt an die Grenzen des gesellschaftlich vorrätigen Vokabulars. Das ist kein Wunder, denn das Projekt probiert aus, wie soziales Engagement in der Zukunft aussehen kann – eine Blaupause dafür gibt es nicht.**

Im Projekt geht es um Ehrenamt, doch mit dem angestaubten Bild von Kassenwart und Schriftführer in Vereinen haben die jungen Botschafterinnen und Botschafter wenig zu tun. Es geht um selektive und individuelle Förderung, doch nur, wenn die geförderten Botschafter etwas für die Gesellschaft leisten. Es geht um Freiheit, auf deren Rückseite Verantwortung entsteht

und es geht um Professionalisierung in bislang der Freizeit zugeordneten Lebensbereichen. Insgesamt geht es um die Frage, wie die Zukunft der Stadtgesellschaft aussehen kann. In der wissenschaftlichen Begleitung dieses Projekts untersuche ich unter anderem, welche neuen sozialen Formen durch das Engagement dieser Botschafter in der Gesellschaft entstehen können.



Es ist vollbracht. Nach 18 Monaten ehrenamtlichen Engagements präsentieren die StadtteilBotschafter der ersten Generation ihre Projekte einer breiten Öffentlichkeit. Ein guter Anlass, um neue Ideen zu sammeln und das nächste Netzwerk zu knüpfen.

### »Mach Dein Ding!«

»Mach Dein Ding!« lautete die Losung der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, mit der sie junge Frankfurter zwischen 17 und 27 Jahren dazu ermunterte, sich mit einer guten Idee für ein Stipendium zu bewerben. Viel mehr Vorgaben gab es nicht. Es musste nur deutlich werden, dass die Projekte, die die zukünftigen Botschafter allein oder zu zweit verwirklichen, jeweils einem Frankfurter Stadtteil zum Vorteil gereichen. So breit die Ausschreibung war, so breit war die Resonanz: Hausaufgabenhilfe für be-

nachteiligte Kinder in Sossenheim, ein Kletterturm in Nieder-Erlenbach, ein durch Sachsenhausen wandern- des Kunstbuch oder die Eckenheimer Generationenkonferenz sind nur einige Ideen. Wer die Bewerbungshürde genommen hat – aktuell 25 Botschafterinnen und Botschafter mit 17 Projekten –, bekommt einen Etat für sein Projekt, lernt in Seminaren die Kunst der Rhetorik, das Handwerk des Projektmanagements und andere, für das eigene Projekt nützliche Dinge. Ein professioneller Ansprechpartner bei der Stiftung rundet die Leistung für die Botschafter ab. So gerüstet, kann binnen 18 Monaten nach weiteren Partnern oder Sponsoren gesucht, die Idee weiterentwickelt und das Projekt vorangetrieben werden.

Bedeutsam ist das Konzept der StadtteilBotschafter, weil es sich auf die Suche nach Lösungen für viel beklagte Missstände macht. Es reagiert auf die sinkende Bereitschaft, ein klassisches Ehrenamt in Vereinen, Kirchengemeinden oder am Arbeitsplatz zu übernehmen, aber es versucht nicht, diese Form des Engagements einfach wiederzubeleben. Stattdessen nimmt die Stiftung zur Kenntnis, dass es weiterhin Menschen gibt, die sich für die Gesellschaft einsetzen wollen. Genau hier setzt die Förderung an. Die Stiftung vergibt die Stipendien an Einzelne, wenn sie eine gute Idee haben, diese aber, aus welchen Gründen auch immer, nicht eigenständig oder in ihrem bisherigen Verein verwirklichen können. Gemeinsam mit den Botschaftern knüpft die Stiftung Netzwerke in der Stadt. Dabei ist immer klar, dass die Botschafter die Projektleiter sind, auch wenn die Stiftung von ihnen fordert, dass sie ihre Vorhaben in Zusammenarbeit mit Sportvereinen, karitativen Einrichtungen, Schulen oder anderen planen und umsetzen. Bei der Kontaktabbahnung können sich die Botschafter auf ihre Ansprechpartner bei der Stiftung stützen. Dabei profitieren sie vom Renommee der 2005 gegründeten Stiftung Polytechnische Gesellschaft wie auch der ungleich älteren, 1816 gegründeten, Polytechnischen Gesellschaft.

### **Frei von Vereinshierarchien und eingefahrenen Routinen**

Das Bild des Netzwerkes macht auf den entscheidenden Unter-

schied zum Ehrenamt im Verein aufmerksam. Zwar lassen sich auch die Botschafter und die Stiftung auf ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis mit Kontrollen und Verbindlichkeiten ein – so wie es aus der Vereins- und Organisationsforschung bekannt ist –, aber bei den StadtteilBotschaftern gibt es praktisch keine Hierarchien und festgelegten Verfahrenswege. Ist ein Kontakt blockiert oder nicht

zur Unterstützung bereit, wird er im Netzwerk umgangen und eine andere Route gewählt. In Vereinen mit festen Satzungen und eingefahrenen Routinen kann das Veto einer höheren Hierarchieebene selbst die besten Ideen im Keim ersticken. Nicht so beim Projekt StadtteilBotschafter, dessen Struktur und implizite Maxime stark an Heinz von Foersters ethischen Imperativ erinnert: »Handle stets so, dass die An-

### Anzeige



***Unsere Region wächst.  
Der Flughafen wächst mit.***

Man könnte mit Investitionen warten, bis die Zukunft eine bessere Gelegenheiten bietet. Oder der Zukunft eine neue Landebahn bauen. Wir fangen jetzt damit an.

***Hier landet die Zukunft.  
Fraport. Die Airport Manager.***



Sarah-Jane Koch, Stadtteilbotschafterin aus Bonames, leitet Kinder beim Knüpfen von Knoten an. Diese Übung ist Teil einer Feuerwehrfreizeit, die sie entwickelt und geleitet hat.



zahl der Wahlmöglichkeiten größer wird!« Ohne den österreichischen Kybernetiker von Foerster und dessen Werk zu kennen, beschreibt einer der Botschafter seine Einstellung und das Verhältnis zur Stiftung so: »Die Stiftung ist eigentlich der Starter in ein selbstständiges Leben (...). Ich habe früher viele Sachen selber organisiert, aber nicht in so einem Maß und nicht mit solchen Finanzen. Und jetzt trage ich Verantwortung mit meinem Projekt, vor allem mit dem Thema meines Projektes.«

Quasi auf der Rückseite der gewährten Freiheit entsteht Verantwortung. Alle Botschafterinnen und Botschafter müssen für ihre Entscheidungen einstehen. Zunahme von Entscheidungen heißt aber auch, dass sich niemand mehr auf Routinen und Traditionen verlassen kann und die Vergangenheit nicht mehr automatisch den Weg in die Zukunft weist. Das ist der Preis, der

für die Herauslösung des Ehrenamtes aus Organisationsstrukturen zu bezahlen ist. Zwar wird die Anbindung an einen Träger von den Botschaftern verlangt – im Jargon der Netzwerktheorie: die Rekombination von zuvor ausdifferenzierten Adressen –, doch diese Verbindungen können Erfahrungswissen nicht ersetzen. So muss etwa jeder Botschafter die Kostenkalkulation für sein Projekt neu erstellen, weil das Wissen von einer ähnlichen Veranstaltung nur schlecht im Netzwerk gespeichert werden kann.

#### Neue Kooperationsformen im Praxistest

Im Fall des Frankfurter Projekts können die Mitarbeiter der Stiftung durch ihren Erfahrungsvorsprung die Wissensdefizite ausgleichen. Auch hilft das Rahmenprogramm bei der Überwindung von längeren Durststrecken bei der Projektentwicklung, denn die Treffen mit

Frankfurter Persönlichkeiten oder die gemeinsamen Seminare motivieren und geben Kraft für die nächste Projektetappe. Aber diese Ausgleichsmechanismen sind aufwendig. Im Fall der Stiftung ist das insofern kein Problem, als dass das Ausloten von neuen Formen des sozialen Engagements ein Teil des Projektziels ist. Wie sehr sich bei den StadtteilBotschaftern bewährte Arbeits- und Kooperationsformen verallgemeinern und übertragen lassen, wird für den zukünftigen Erfolg solcher Projekte entscheidend sein.

Ganz gleich, wie das Projekt insgesamt ausgehen wird, die Botschafter der aktuellen Generation leisten gute Arbeit, und das Projekt insgesamt führt vor, testet aus und verwirft Ideen für das soziale Engagement in der Gesellschaft der Zukunft. Dass dieses Engagement im Netz und nicht im geschlossenen Verein, in Heterarchien und nicht in Hierarchien sowie an der Grenze von Freizeit und Professionalität stattfinden wird, scheint allerdings schon jetzt ausgemachte Sache zu sein – und das ist wenigstens eine kleine Revolution. ♦

Weitere Informationen unter: [www.stadtteilbotschafter.de](http://www.stadtteilbotschafter.de)

Der Autor

**Dr. Pascal Goeke**, 33, ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Humangeographie. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Migrations- und Inklusionsforschung sowie die Organisations- und Netzwerkforschung. Seit 2009 begleitet er das Projekt »StadtteilBotschafter« wissenschaftlich. [goeke@em.uni-frankfurt.de](mailto:goeke@em.uni-frankfurt.de)

## Ein Stadtviertel im Wandel

Quartiersforschung im Ostend

**»Im Osten gibt's Neues.« So wirbt die Stadt Frankfurt seit Mai 2009 in ihrer Imagekampagne für den Stadtteil Ostend. Das Ostend: künftiger Standort der Europäischen Zentralbank (EZB), Autohäuser, Galerien, Szenelokale, Bildungszentrum, neue hochwertige Wohnbebauung, aber auch starke Verkehrsbelastung, schmutzige Straßen, unsanierte Gebäude,**

**Kriminaldelikte, Drogen, Abwanderung und Aufgabe zahlreicher Unternehmen. Am Institut für Humangeographie forscht eine Arbeitsgruppe (Junior-Prof. Antje Schlottmann, Dr. Andrea Mösgen, Thomas Sperber) seit mehr als zwei Jahren im Ostend. Im Mittelpunkt stehen dabei die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen.**

Besonders im südlichen, an die Innenstadt angrenzenden Teil des Ostends leben überdurchschnittlich viele Bürger mit Migrationshintergrund. Medienberichte über das Ostend beschränken sich oftmals auf Pressemeldungen der Polizei. Und dennoch: Im Vergleich zum Frankfurter Durchschnitt lassen sich weder bezüglich Einkommen noch Arbeitslosigkeit statistisch